

Unverkäufliche Leseprobe



Nicole Mayer-Ahuja
Klassengesellschaft akut

Warum Lohnarbeit spaltet – und wie es anders gehen kann

2025. 277 S., mit 2 Diagrammen
ISBN 978-3-406-83783-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38844407>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

NICOLE MAYER-AHUJA

**KLASSEN-
GESELLSCHAFT
AKUT**

NICOLE MAYER-AHUJA

**KLASSEN-
GESELLSCHAFT
AKUT**

*Warum Lohnarbeit spaltet –
und wie es anders gehen kann*

C.H.BECK

Mit 7 Abbildungen

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign, Daniela Hofner

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 83783 8



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

INHALT

1. Von der Verleugnung zur Wiederentdeckung der Klassengesellschaft	9
1.1 Die Bundesrepublik Deutschland: eine «klassenlose Gesellschaft»?	11
1.2 Was heißt Klassengesellschaft im 21. Jahrhundert?	14
1.3 Aufbau des Buches	16

TEIL I:

WIE ARBEIT KLASSE AKTUALISIERT

19

2. Arbeitende Klasse: Plädoyer für eine zeitgemäß klassische Definition	21
2.1 Kapital und Arbeit. Warum die Frage, wer Arbeitskraft kauft und wer sie verkaufen muss, die Gesellschaft spaltet	21
2.2 Lohnarbeit: Vom Zwang, die Miete zu zahlen, fremden Reichtum zu mehren und auf Anweisung zu arbeiten	24
2.3 Kampf aller gegen alle: Unterschiedlichkeit und Konkurrenz als Stoff, aus dem der Kapitalismus ist	31
2.4 Arenen der Klassenformierung: Strukturen, Beziehungen und ihre Verarbeitung in den Köpfen	36
2.5 Facetten sozialer Ungleichheit in der Klassengesellschaft	43

3. Schon da, wenn sie entsteht. Die arbeitende Klasse als analytische Herausforderung	50
3.1 Klassenformierung als Prozess: Wenn man die Geschichte anhält, sieht man nur Individuen	50
3.2 Klassenformierung und Ökonomie: kein Automatismus . . .	56
3.3 «Wir» und unser Gegenüber: Von Interessen, Gegnerbezug und Solidarität	61

TEIL II:

ARBEITENDE ZWISCHEN EINHEIT UND SPALTUNG

69

4. Paradoxien der Verallgemeinerung von Lohnarbeit . . .	71
4.1 Die Ausweitung kapitalistischer Logiken als Landnahme-Prozess	71
4.2 Lohnarbeit für alle: Was verbindet, wirkt trennend	79
5. Arbeitende Klasse: (auch) weiblich und migrantisch . .	84
5.1 Frauen: zwischen Lohnarbeit und Arbeitskraft-Reproduktion	84
5.2 Migrantische Beschäftigung: zwischen multipler Prekarität und betrieblichem Universalismus	102
6. Rohstoffe für Klassenformierung im industriellen Großunternehmen	118
6.1 Kooperation und Konkurrenz im Arbeitsprozess	120
6.2 Die Belegschaft und ihr Gegenüber	122
6.3 Verlagerung von Verantwortung «nach unten»: ein widersprüchlicher Prozess	126
6.4 Arbeiterschaft und Angestellte: Rationalisierung quer zur «Kragenlinie»	137

7. Solidarisierung im Zeichen prekärer Arbeit: Hindernisse und Potentiale	149
7.1 Randbelegschaft zwischen Puffer und kollegialem «Wir» . . .	152
7.2 Prekarität als Geschäftsmodell: Arbeit in Reinigungs- und Sicherheitsdiensten	163
7.3 Beschäftigte in Pflege und Einzelhandel zwischen Dienst am Menschen und Organisation	176

TEIL III: WAS TUN?

187

8. Analyse von Klassenformierung: Die Arbeit geht weiter	189
9. Schritte zu einer besseren Gesellschaft	199
9.1 Spaltung überwinden durch staatliche Politik	200
9.2 Solidarische Politik der Arbeit: zur Rolle von Betriebsrat und Gewerkschaft	211
9.3 Kampf um die Köpfe: von alltäglicher Arbeitserfahrung zu Utopie	222

ANHANG

Anmerkungen	237
Literatur	259
Personenregister	277

1.

VON DER VERLEUGNUNG ZUR WIEDERENTDECKUNG DER KLASSENGESELLSCHAFT

Klassengesellschaft. Wer diesen Begriff in der Bundesrepublik in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg benutzte, wurde als «ewiggestrig» gebrandmarkt. Mehr als ein halbes Jahrhundert lang galt es hierzulande als ausgemacht, dass der Interessengegensatz zwischen denen, die fremde Arbeitskraft kaufen, und denjenigen, die ihre eigene Arbeitskraft zu Markte tragen müssen, nicht mehr existiere – wenn es ihn überhaupt je gegeben hatte. Heute hingegen ist die Diskussion über den Skandal der Klassengesellschaft allgegenwärtig. In populären Büchern wird anschaulich geschildert, wie sehr etwa die Herkunft aus der Arbeiterschaft Lebenswege auch heute noch prägt.¹ Journalistische Dokumentationen über die «Working Class» oder wissenschaftliche «Berichte aus der Klassengesellschaft» stoßen auf großes mediales Echo.² Die Nachfrage nach Veranstaltungen zum Thema Klasse reißt nicht ab. Ob Medien oder soziologische Institute, Kirchen oder Gewerkschaften, Volkshochschulen oder Theater, Verbände oder Parteien: Sie alle versuchen sich einen Reim darauf zu machen, warum in einer Gesellschaft, die angeblich immer individueller, vielfältiger und bunter wird, eine schroff ungleiche Verteilung von Lebenschancen nicht nur fortwirkt, sondern sogar an Bedeutung gewinnt.

Das reichste Prozent der Bevölkerung verfügt in Deutschland aktuell über rund 30 Prozent des Gesamtvermögens. Noch größer ist die Kluft

zwischen Arm und Reich nur in den USA.³ Selbst die Lebenserwartung unterscheidet sich je nach sozioökonomischer Stellung: Frauen, die Niedriglohn beziehen, sterben im Schnitt 4,4 Jahre früher als ihre Geschlechtsgenossinnen in der höchsten Einkommensgruppe; bei Männern beträgt der Unterschied sogar 8,6 Jahre.⁴ Wer arm ist, stirbt also in der Regel deutlich früher.

Diese Kluft zwischen Arm und Reich verläuft weitgehend parallel zu der altbekannten Scheidelinie zwischen Kapital und Arbeit. Nicht zuletzt deshalb ist die Klassengesellschaft ein akutes Problem: weil sozioökonomische Ungleichheit Lebenschancen beschneidet und sogar Lebenszeit kosten kann.

Doch was bedeutet Klassengesellschaft konkret? Gibt es heutzutage überhaupt eine arbeitende Klasse mit gemeinsamen Interessen? Kann in einer kapitalistischen Gesellschaft, in der nicht nur Unternehmen, sondern auch arbeitende Menschen permanent miteinander konkurrieren, die Erfahrung, vom Verkauf der eigenen Arbeitskraft abhängig (also lohnabhängig bzw. abhängig beschäftigt) zu sein, als Grundlage für Solidarisierung dienen? Welche Rolle spielen dabei die Beziehungen zwischen den Geschlechtern oder zwischen Einheimischen und Zugewanderten? Wenn es im betrieblichen Arbeitsprozess nicht nur um Arbeitsteilung, Abgrenzung und Wettstreit, sondern immer auch um Kooperation und gegenseitige Unterstützung geht: Wovon hängt es ab, ob sich das Trennende oder das Verbindende durchsetzt? Unter welchen Bedingungen nehmen sich Arbeitende als Teil eines solidarischen «Wir» von Lohnabhängigen wahr, das sich eher vom Management abgrenzt als von anderen Arbeitenden, die etwa aus dem Ausland stammen oder Sozialleistungen beziehen? Und wie lassen sich diese Bedingungen verändern? Diesen Fragen geht das vorliegende Buch nach.

*1.1 Die Bundesrepublik Deutschland:
eine «klassenlose Gesellschaft»?*

Für Westdeutschland ist es besonders schwierig, die Dynamiken der Klassengesellschaft nachzuzeichnen. Immerhin legten Politik und Wissenschaft seit dem Zweiten Weltkrieg größten Wert darauf, die Bundesrepublik als ein Land darzustellen, das sich (angeblich im Gegensatz zur Deutschen Demokratischen Republik) durch «Wohlstand für alle» auszeichnete, wie es Wirtschaftsminister Ludwig Erhard 1957 in seinem gleichnamigen Buch formulierte.⁵ Schon 1953 hatte der Soziologe Helmut Schelsky eine «nivellierte Mittelstandsgesellschaft» ausgerufen.⁶ Zwar waren offensichtlich nicht alle gleich, doch alle glaubten sich gleichermaßen auf dem Weg nach oben. Dies hing damit zusammen, dass im Zeichen von «Wirtschaftswunder» und Arbeitskräftemangel selbst un- und angelernte Beschäftigte in der Industrie davon profitierten, dass die Löhne schnell stiegen, neue Formen von Konsum möglich wurden und man für sich selbst oder wenigstens für die Kinder einen Aufstieg durch Bildung erhoffte. Deshalb konnten die Nachkriegsjahrzehnte, die in politischer Hinsicht eine eher bleierne Zeit waren, insgesamt als «goldene Jahre» erscheinen, wie Eric Hobsbawm bemerkt hat.⁷ Große Teile der arbeitenden Bevölkerung der Bundesrepublik sahen sich unter diesen Bedingungen als Teil jenes dicken Bauchs der «Bolte-Zwiebel», der nach Ansicht des gleichnamigen Soziologen durch «die Mitte» gebildet wurde. Die westdeutsche Gesellschaft erschien als pralle Knolle, die «oben» nur einen winzigen Spross und «unten» eine relativ schmale Scheibe aufwies.⁸

Selbst nachdem zusammen mit der wirtschaftlichen Boom-Phase Mitte der 1970er Jahre auch der «kurze Traum immerwährender Prosperität»⁹ beendet war, hoffte etwa Ulrich Beck noch 1986 weiter auf einen «Fahrstuhleffekt»: Es mag soziale Ungleichheit in großem Stil geben, so seine Diagnose, und Klassenunterschiede sind nicht vollständig überwunden. Aber die Gesellschaft ist auf dem richtigen Weg, weil über kurz oder lang alle in höhere Stockwerke gelangen werden, egal, auf welcher Etage sie zusteigen.¹⁰ Diese frohe Botschaft formulierte Beck zu einem

Zeitpunkt, als die Zeichen längst auf Wirtschaftskrise, Massenarbeitslosigkeit, «neue Armut», Prekarisierung sowie eine Neuorientierung in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik standen, die Anfang der 2000er Jahre in Form der Hartz-Reformen ihren vorläufigen Höhepunkt erreichen sollte. Viele Arbeitende waren nun mit blockierten Aufstiegswegen und teilweise sogar mit Abstiegs Erfahrungen konfrontiert. Statt im Fahrstuhl nach oben, fanden sie sich, wie Oliver Nachtwey bemerkt, auf einer «Rolltreppe nach unten» wieder.¹¹ Trotz alledem bleibt «die Mitte» allerdings für viele abhängig Beschäftigte ein Sehnsuchtsort, an dem man allzu gerne zuhause wäre, ein Mythos, an den man glauben möchte.¹² Vom Topmanager bis zur prekär beschäftigten Reinigungskraft – alle halten sich weder für arm noch für reich, mag die Schere zwischen Einkommen und Vermögen auch noch so weit auseinander gehen.

Vielleicht auch deshalb gilt bis heute nicht etwa die (oft bemerkenswert unscharfe) Rede von «der Mitte», sondern der Verweis auf das Fortbestehen der Klassengesellschaft als begründungsbedürftig. Dies hat handfeste Konsequenzen für die Analyse gesellschaftlicher Strukturen und ihrer Veränderung: Weil es Klassenunterschiede nicht geben soll, werden sie kaum dokumentiert und selten untersucht. So weist der Zeithistoriker Lutz Raphael darauf hin, dass es in der Bundesrepublik (anders als etwa in Großbritannien oder Frankreich) kaum amtliche Statistiken gibt, aus denen man Veränderungen der Klassenstruktur ablesen kann. Denn amtliche Daten konzentrierten sich hierzulande lange auf Berufsklassifikationen und die Unterscheidung zwischen Arbeitern, Angestellten und Beamten.¹³ Zudem vermieden es «Konventionen der politischen Sprachen in der Bundesrepublik», wie Raphael argumentiert, «ganz bewusst [...], die Existenz von Klassegegensätzen und sozialer Ungleichheit durch entsprechende Kategorisierungen zu betonen». Stattdessen appellierte man «an die politische Einheit sowie die ethnische Homogenität des Staatsvolkes». Seiner Auffassung nach hallte hier «sicherlich der Homogenisierungszwang der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftspropaganda nach». Verstärkt wurde die Tendenz, Klassenunterschiede zu verleugnen, durch die «parteipolitische [...] Konstellation seit 1949, als sich mit CDU/CSU und SPD zwei große Parteien mit ansons-

ten sehr verschiedenen Programmen als klassenübergreifende Volksparteien etablierten und inszenierten.»¹⁴ Die politische Nicht-Befassung mit Klassenunterschieden hat demnach in Deutschland (vom Kaiserreich über den Nationalsozialismus bis in die «alte Bundesrepublik» hinein) eine besonders lange und starke Tradition. Dies führte dazu, dass «Selbst- und Fremdverortungen im sozialen Raum und die Klassifizierung sozio-ökonomischer Unterschiede und Ungleichheiten bis heute viel diffuser und schwankender sind» als etwa in den Nachbarländern.¹⁵

Dennoch prägen Klassenfragen die Arbeits- und Lebenserfahrungen von Menschen auch hierzulande tiefgreifend. Selbst Mitte der 1950er Jahre, als Schelsky die «nivellierte Mittelstandsgesellschaft» propagierte, hegten etwa die von Heinrich Popitz, Hans Paul Bahrdt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting befragten Arbeiter in der westdeutschen Hüttenindustrie keinerlei Zweifel daran, dass es eine klare Grenzziehung zwischen «denen da oben» und «uns hier unten» gab, und wo diese Grenze verlief.¹⁶ Diese Selbstverortung war allerdings kaum noch mit «klassenkämpferischer» Energie verbunden. Immerhin war die gewerkschaftliche und politische Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung wenige Jahre zuvor im Nationalsozialismus zerschlagen worden. Unter diesen Bedingungen machten sich die befragten Arbeiter zwar keine Illusionen über die gesellschaftlichen Verhältnisse; sie gingen aber auch nicht länger davon aus, einen wesentlichen Beitrag zu deren Überwindung leisten zu können. Stattdessen richteten sie sich, so gut es ging, in ihnen ein, was unter den Bedingungen des ökonomischen Aufschwungs relativ einfach war.

«Nach dem Boom»¹⁷ hingegen ist ein Sich-Einrichten für große Teile der arbeitenden Bevölkerung deutlich schwieriger geworden. Die Enkel und Enkelinnen der von Popitz und Kollegen befragten Industriearbeiter machen heutzutage zwar in zunehmender Zahl Abitur und nehmen teilweise sogar ein Studium auf. Sie tun dies aber nach wie vor deutlich seltener als die Kinder anderer sozialer Gruppen und bleiben in Hinblick auf Vergütung und Arbeitsbedingungen oft hinter den gewerkschaftlich erkämpften Standards zurück, die ihre Eltern oder Großeltern noch mit Volksschulabschluss und Berufsausbildung erreicht hatten (siehe Kapitel 8). In Politik und Wissenschaft mag es nach wie vor als

anrühlich gelten, von einer Klassengesellschaft zu sprechen, doch spätestens seit Mitte der 1980er Jahre spüren wachsende Teile der arbeitenden Bevölkerung, dass es sie gibt und wie sie sich auf das eigene Arbeiten und Leben auswirkt. Klasse erkennt man am besten von unten.

1.2 Was heißt Klassengesellschaft im 21. Jahrhundert?

In diesem Buch wird argumentiert, dass wir es permanent (und entsprechend auch heute) mit Prozessen von Klassenformierung zu tun haben. Wie der britische Historiker Edward Palmer Thompson überzeugend herausgearbeitet hat, nimmt eine Klasse Gestalt an,

«wenn Menschen aufgrund gemeinsamer Erfahrungen [...] die Identität ihrer Interessen empfinden und artikulieren, sowohl untereinander als auch gegenüber anderen, deren Interessen von ihren eigenen verschieden (und diesen gewöhnlich entgegengesetzt) sind.»¹⁸

Solche Prozesse von Klassenformierung verändern das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit ebenso wie die Beziehungen zwischen Arbeitenden. Unter der arbeitenden Klasse wird hier die wachsende Gruppe jener Menschen verstanden, die ihre Existenz durch den Verkauf der eigenen Arbeitskraft sichern müssen, also Lohnarbeit leisten. Sie werden als Lohnabhängige bezeichnet, denn sie sind zwingend auf die Einkünfte aus dem Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen, weil sie nicht oder zumindest nicht dauerhaft von Ersparnissen oder anderen Einkommensquellen leben können. Zugleich sind sie insofern «abhängig beschäftigt», als sie in der Regel weisungsgebunden unter Vorgesetzten arbeiten. Wir werden (in Kapitel 2.2.) darauf zurückkommen. Diese arbeitende Klasse war selbst in der Blütezeit der Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung im 19. Jahrhundert niemals eine einheitliche Gruppe, und sie war selten politisch geeint. Da Kapitalismus auf Unterschiedlichkeit und der Konkurrenz aller gegen alle beruht, sind auch die Beziehungen zwischen abhängig Beschäftigten in erster Linie dadurch geprägt, dass sie miteinander

um Arbeit und Lebenschancen konkurrieren (siehe Kapitel 2.3.). Die konkreten Umstände, unter denen Menschen Lohnarbeit leisten, sind ganz verschieden. Sie können sich ähnlicher werden oder sich auseinanderentwickeln. Teilweise werden manche Beschäftigten sogar auf Kosten anderer Beschäftigter abgesichert. Dies ist etwa zu beobachten, wenn in Wirtschaftskrisen die Stammbeslegschaft eines Unternehmens an Bord bleibt, *weil* Beschäftigte, die auf Basis von Leiharbeit zur Randbelegschaft gehören, abgemeldet werden.

Um die Dynamiken der heutigen Klassengesellschaft zu verstehen, ist es von zentraler Bedeutung, diese Spaltungslinien nachzuzeichnen. Doch dies allein genügt nicht. Denn Lohnarbeit nimmt zwar ganz verschiedene Formen an, schafft aber zugleich viele Gemeinsamkeiten unter den davon Betroffenen: vom Zwang, kontinuierlich die eigene Arbeitskraft zu vermarkten, über die Mehrung fremden Reichtums, bis hin zu jener Fremdbestimmung, die aus Arbeit unter dem Weisungsrecht von Vorgesetzten erwächst. Trotz aller Unterschiedlichkeit und aller Konkurrenz gibt es durchaus Hinweise auf übergreifende Erfahrungen, auf Verbindungen zwischen verschiedenen Gruppen von Beschäftigten, auf Potentiale für eine Solidarisierung zwischen ihnen.

Dieses Buch geht solchen Spuren nach – in dem genannten Beispiel wäre das etwa die Beobachtung, dass viele Festangestellte prekär beschäftigte Kinder oder Partnerinnen haben und sich selbst durch Jobverlust bedroht sehen. Auch aus der weit verbreiteten Erfahrung, dass die eigene Arbeit angesichts steigender Leistungsanforderungen oft nicht mehr nach professionellen Maßstäben erledigt werden kann (wie wir in Kapitel 7 sehen werden), können Potentiale für Solidarisierung erwachsen – weil solche Erfahrungen in Gebäudereinigung und IT-Programmierung, Pflege und Forschung an der Tagesordnung sind. Aus *Potentialem für Solidarisierung* kann man nicht «ableiten», wie sich Beschäftigte im Arbeitsalltag tatsächlich verhalten – wohl aber lassen sie Möglichkeitsräume erkennbar werden, an denen eine verbindende Politik der Arbeit ansetzen kann.

1.3 *Aufbau des Buches.*

In Teil I wird zunächst herausgearbeitet, wie man Prozesse von Klassenformierung theoretisch begreifen kann. Um herauszufinden, wie «Klasse» durch Veränderungen von Arbeit immer wieder aktualisiert wird, müssen wir grundlegende Funktionsmechanismen in den Blick nehmen, die seit Entstehung des Kapitalismus im 19. Jahrhundert die sozialen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, aber auch zwischen Arbeitenden prägen und die uns bis heute begleiten. Die bereits erwähnte Studie von E. P. Thompson zur Herausbildung der arbeitenden Klasse in England (um 1800) dient hier zur Schärfung der analytischen Instrumente. Doch obwohl wir es nun seit mehr als zwei Jahrhunderten mit einer kapitalistischen Klassengesellschaft zu tun haben, verändert diese doch permanent ihr Gesicht. Zwischen den Putzmacherinnen und Webern, den Dienstmädchen und ersten Fabrikarbeitern, die Thompson untersucht, und unserer eigenen Gegenwart liegen nicht nur zwei Weltkriege, sondern auch das, was der französische Soziologe Robert Castel in seinem gleichnamigen Buch als «Metamorphosen der sozialen Frage»¹⁹ bezeichnet hat: Die zunehmende Verknüpfung von Lohnarbeit mit sozialer Sicherung, Arbeitsrechten, kollektiver Interessenvertretung und dem Zugriff auf ein «Sozialeigentum» (in Gestalt von Sozialversicherung und öffentlichen Diensten) hat das strukturelle Machtgefälle zwischen Unternehmen und Beschäftigten bis in die 1980er Jahre hinein zumindest ein wenig reduziert und die Konkurrenz zwischen Arbeitenden abgemildert. Seitdem schlägt das Pendel jedoch in die entgegengesetzte Richtung. Lohnarbeit bleibt Lohnarbeit – die Klassengesellschaft bleibt Klassengesellschaft. Die Gräben zwischen Kapital und Arbeit sowie zwischen verschiedenen Gruppen von Beschäftigten sind jedoch in den vergangenen vier Jahrzehnten wieder deutlich tiefer geworden.

In Teil II geht es daher um Arbeitende zwischen Einheit und Spaltung. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, wie sich die arbeitende Klasse in Deutschland «nach dem Boom», also etwa seit 1980, entwickelt hat und wie sie sich aktuell darstellt: Welche Veränderungen auf dem Arbeits-

markt, in der betrieblichen Organisation von Arbeit oder in den Standards gesellschaftlicher Arbeitsteilung (zwischen Geschlechtern, Generationen und sozioökonomischen Gruppen) wirken spaltend, treiben also Differenz und Konkurrenz (als strukturelle Wesensmerkmale des Kapitalismus) weiter voran? Welche wirken umgekehrt verbindend und können als Grundlage für eine humanistische und emanzipatorische Politik dienen? Unter welchen Bedingungen können abhängig Beschäftigte das Verbindende über das Trennende stellen, sich *in ihrer Eigenschaft als Lohnabhängige* als Teil einer Gruppe mit gemeinsamen Interessen begreifen, die auf Augenhöhe verbunden ist? Wie können sie diese Gruppe in Auseinandersetzungen mit ihrem interessenpolitischen Gegenüber schrittweise erweitern? Und mit welchen Hindernissen ist zu rechnen, wenn sich die Logik des Systems, in dem wir leben, durchsetzt? Kurz: Wie schlagen sich strukturelle Bedingungen, soziale Beziehungen und deren Verarbeitung im Bewusstsein von Menschen in konkreten Klassenerfahrungen nieder? Wie werden auf dieser Basis Klassenstrukturen reproduziert – und wie können sie trotz alledem verändert werden?

Wie Prozesse von Klassenformierung ablaufen, lässt sich nicht «automatisch» aus Veränderungen in der ökonomischen Basis einer Gesellschaft ableiten. «Dampfkraft plus Baumwollspinnerei = neue Arbeiterklasse»²⁰ – eine solch simple Gleichung weist Thompson für das 19. Jahrhundert entschieden zurück. Auch für unsere eigene Zeit würde sie nicht viel erklären (siehe Kapitel 3.2.). Mit wem Arbeitende sich verbunden fühlen, wen sie als Teil der eigenen Gruppe betrachten, ob diese Gruppe erweitert werden kann oder immer enger definiert wird, von wem sich Arbeitende (aus welchen Gründen) abgrenzen und inwiefern sie eine Vorstellung davon haben, wie eine andere Gesellschaft aussehen könnte, ist immer eine Frage von Politik. Deshalb steht Teil III unter der Überschrift: Was tun? Wir leben in Zeiten zugespitzter ökonomischer Polarisierung, die Arbeitserfahrungen erschüttert, Lebenschancen verringert und Ohnmachtsgefühle nährt. Gerade deshalb ist es dringend notwendig, jene Widersprüche, die Beschäftigte jeden Tag erleben, und jene Bruchlinien, welche die arbeitende Klasse durchziehen, genau zu betrachten, um etwa zu verstehen, wie Unternehmensstrategien und politische «Re-

formen» die Konkurrenz und die Gräben zwischen ihnen immer weiter vertiefen. Mindestens ebenso wichtig ist es jedoch, jene Dynamiken von Klassenformierung und die darin aufscheinenden Potentiale für Solidarisierung zu erforschen, die trotz alledem als Ansatzpunkte für eine verbindende Politik der Arbeit in gesellschaftsverändernder Absicht dienen können.

Teil I

**WIE ARBEIT
KLASSE AKTUALISIERT**

2.

ARBEITENDE KLASSE: PLÄDOYER FÜR EINE ZEITGEMÄSS KLASSISCHE DEFINITION

Die Klassengesellschaft, in der wir leben, ist vor mehr als zwei Jahrhunderten entstanden und hat sich im Laufe der Zeit tiefgreifend verändert. Dennoch macht es Sinn, den Blick zunächst einmal auf das zu richten, was sich *nicht* verändert hat: auf jene weitgehend konstanten Strukturen und immer wiederkehrenden Prozesse, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, auch im dritten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts von Klassen zu sprechen und dabei Begrifflichkeiten zu verwenden, die vor sehr langer Zeit entwickelt worden sind. Damals wie heute haben wir es mit der Allgegenwart von Konkurrenz im Kapitalismus, mit einem strukturellen Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit, mit den daraus folgenden Zwängen der Lohnarbeitsexistenz und dem widersprüchlichen Zusammenwirken verschiedener Facetten von sozialer Ungleichheit zu tun.

2.1 Kapital und Arbeit.

*Warum die Frage, wer Arbeitskraft kauft und wer sie verkaufen muss,
die Gesellschaft spaltet*

Bei Karl Marx¹ findet sich der Gedanke, dass immer dann, wenn in einer Gesellschaft mehr produziert wird, als für das nackte Überleben ihrer Mitglieder erforderlich ist, die wichtigsten Ressourcen (Marx spricht hier

von Produktionsmitteln) und die Überschüsse ungleich verteilt werden. Die Gesellschaft spaltet sich in Klassen auf. Die sozialen Beziehungen, die sich daraus ergeben, stellen sich allerdings je nach historischer Periode ganz unterschiedlich dar.

Im Kapitalismus, also jener Phase menschlicher Entwicklung, die sich spätestens im 19. Jahrhundert vollständig herausgebildet hat und bis heute unser Leben prägt, werden Überschüsse auf eine besondere Art und Weise erwirtschaftet und genutzt: Es geht (wie der Name schon sagt) vor allem um «Kapital» und um dessen stetige, immer schnellere Vermehrung. Darum ist Kapitalismus ein hochdynamisches, auf permanente Expansion ausgelegtes System.

In früheren Perioden waren Dinge hergestellt und als Waren auf Märkten getauscht worden, um einen konkreten Bedarf zu decken. Dabei ging es vor allem um ihren Gebrauchswert: Ich tausche einen von mir gebauten Stuhl gegen Getreide, das von jemand anderem angebaut und geerntet worden ist, weil ich dieses Getreide für meine Ernährung *brauche*. Weil ein solcher Tausch aber voraussetzt, dass die Waren ungefähr denselben Tauschwert haben (äquivalent sind), können dabei keine großen Überschüsse entstehen. Ware wird gegen Ware getauscht, erleichtert durch den Einsatz von Geld als anerkanntes Zahlungsmittel. Marx bringt dies auf die kurze Formel «Ware – Geld – Ware» (W-G-W).

Mit Entstehung des Kapitalismus ändert sich das grundlegend: Der eigentliche Zweck des Wirtschaftens besteht nun darin, aus Geld (auf dem Umweg über die Warenproduktion) immer mehr Geld zu machen (kurz: G-W-G'). Geld, das auf diese Art verwertet wird, nennt man Kapital. Doch wie kann aus Geld mehr Geld werden, wenn doch weiterhin Waren mit vergleichbarem Wert ausgetauscht werden müssen, weil sich wohl niemand auf Dauer übers Ohr hauen lässt? Die Antwort liegt darin, dass die Klasse derer, die sich (wie wir in Kapitel 4.1. sehen werden) oft unter Einsatz von Gewalt besonders viele Überschüsse angeeignet hatte und nun Unternehmen gründete, zunehmend in den Kauf einer besonderen Ware investierte: in menschliche Arbeitskraft.

Wie jede Ware wird auch Arbeitskraft entsprechend ihrem Wert getauscht. Doch menschliche Arbeitskraft ist die einzige Ware, die neuen

Wert schaffen kann, und zwar «mehr Wert», als zu ihrer eigenen Herstellung und Bewahrung notwendig ist. Der dadurch entstehende Mehrwert wird nicht an diejenigen ausgezahlt, die ihn schaffen, sondern verbleibt bei denen, die ihr Kapital in den Kauf der fremden Arbeitskraft investiert haben. Erst damit wird es möglich, aus Geld immer mehr Geld zu machen, also Kapital zu akkumulieren. Wie dieser Mechanismus, den Marx als Exploitation oder «Ausbeutung» bezeichnet, konkret funktioniert, wird in Kapitel 2.2. beschrieben.

Im Kapitalismus begegnen sich also zwei Klassen, deren Interessen nicht nur verschieden, sondern geradezu gegensätzlich sind. Auf der einen Seite steht das Kapital, das fremde menschliche Arbeitskraft kauft, um damit Wert schaffen zu lassen. Unternehmen sind daran interessiert, dass sich die Investition in Arbeitskraft lohnt; daher sollen Beschäftigte möglichst lang und intensiv für den Lohn arbeiten, den man ihnen zahlt. Auf der anderen Seite stehen die Arbeitenden, die von diesem Lohn abhängig sind. Sie müssen darauf achten, ihre Arbeitskraft möglichst schonend einzusetzen, da sie ein Leben lang von deren Verkauf leben müssen. Die nach wie vor dramatisch kürzere Lebenserwartung von Menschen auf den unteren Etagen der arbeitenden Klasse verweist darauf, wie aktuell das Problem der allzu rücksichtslosen Nutzung (und Vernutzung) menschlicher Arbeitskraft unter Bedingungen kapitalistischen Wirtschaftens ist.

Dieser strukturelle Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist das wichtigste Merkmal der modernen Klassengesellschaft. Zugleich sind die beiden Seiten existenziell aufeinander angewiesen: ohne den Zugriff auf fremde Arbeitskraft keine Anhäufung von Kapital – ohne Zugang zu Lohnarbeit bzw. abhängiger Beschäftigung keine Chance, den eigenen Lebensunterhalt zu sichern, solange man nicht über ausreichendes Vermögen verfügt. Kapital und Arbeit stehen also zueinander in einem direkten, strukturell spannungsgeladenen Verhältnis. Oder präziser formuliert: Als Klassen existieren sie nicht unabhängig voneinander, sondern bedingen sich gegenseitig. «Klasse» bezeichnet also keine in sich abgeschlossene, klar abgrenzbare Menschengruppe, sondern ein *soziales Verhältnis*. Wie sich Kapital und Arbeit zu einem bestimmten

Zeitpunkt in einem bestimmten räumlichen Kontext darstellen, entscheidet sich in den Beziehungen zwischen ihnen, die ganz unterschiedliche Gestalt annehmen können. Der englische Fabrikbaron des 19. Jahrhunderts, der Menschen auf Basis eines mageren Tagelohns für 12 oder 14 Stunden pro Tag schuften ließ, scheint wenig Ähnlichkeit mit dem CEO («Chief Executive Officer») in einem internationalen Konzern zu haben, der sich etwa in Deutschland (im Prinzip) an gesetzlich und tariflich festgelegte Arbeitszeiten und Entlohnungsbedingungen halten, Sozialversicherungsbeiträge zahlen, Kündigungsfristen respektieren und vielleicht sogar mit einem Betriebsrat verhandeln muss. Und doch begegnen sich in beiden Fällen Kapital und Arbeit auf Grundlage gegenseitiger Abhängigkeit und gegensätzlicher Interessen.

Gerade weil sich auch die Verhältnisse zwischen den Klassen permanent verändern, betont Marx treffend, dass die moderne bürgerliche Gesellschaft (gemeint ist hier der Kapitalismus) «kein fester Kristall, sondern ein umwandlungsfähiger und beständig im Prozess der Umwandlung begriffener Organismus»² sei. Klasse ist kein festgefügtter Container, sondern ein dynamisches soziales Verhältnis; die Klassengesellschaft keine ahistorische Struktur; Klassenformierung ein (unter spezifischen ökonomischen, politischen und sozialen Bedingungen) immer wieder neu strukturierter und strukturierender Prozess.

2.2 Lohnarbeit: Vom Zwang, die Miete zu zahlen, fremden Reichtum zu mehren und auf Anweisung zu arbeiten

Die arbeitende Klasse, um die es in diesem Buch vor allem geht,³ hat immer wieder ihr Gesicht verändert. Was sich hingegen nicht verändert hat, ist die Vielfalt der Tätigkeiten, die von abhängig Beschäftigten ausgeübt werden. Wie wir (in Kapitel 3 und 4.1.) sehen werden, bestand die arbeitende Klasse in früheren Perioden kapitalistischer Entwicklung aus Menschen, die in Bergwerken, in Landwirtschaft und ländlicher Heimarbeit, in Handwerk und ersten Manufakturen, aber auch in häuslichen Diensten, im Verkauf oder in Banken arbeiteten. Heutzutage umfasst die

Arbeitswelt ein ähnlich weites Spektrum: So ist etwa Industriearbeit nach wie vor ein wichtiger Sektor des deutschen Arbeitsmarktes, wo neben dauerhafter, qualifizierter Facharbeit auch un- und angelernte Hilfstätigkeiten zu finden sind. Noch schillernder ist der Bereich der Dienstleistungen, der etwa Softwareprogrammierung, standardisierte Verwaltungstätigkeiten, die Pflege und Erziehung von Menschen, die Reinigung von Gebäuden oder die Lieferung von Essensbestellungen oder Paketen umfasst.

Neben der Privatwirtschaft, in der Kapital und Arbeit direkt aufeinandertreffen, hat sich (etwa durch den Ausbau der staatlichen Verwaltung sowie eines öffentlichen Bildungs-, Gesundheits- oder Transportwesens) der öffentliche Dienst als weiterer Schwerpunkt abhängiger Beschäftigung herausgebildet. Hier fungiert nicht ein nach kapitalistischen Grundsätzen wirtschaftendes Unternehmen, sondern der Staat als «Arbeitgeber». Seit den 1980er Jahren ist jedoch neben der Privatisierung vieler ehemals staatlicher Einrichtungen eine schrittweise Übertragung privatwirtschaftlicher Steuerungslogiken, etwa auf das Gesundheitssystem, festzustellen. Dadurch gleichen sich die Bedingungen, unter denen abhängig Beschäftigte in der Privatwirtschaft und im öffentlichen Dienst arbeiten, tendenziell an. Wir werden darauf (in Kapitel 7) zurückkommen.

Bei aller Buntheit und Vielfalt gibt es jedoch ein Element, das all diese Tätigkeiten verbindet: Sie werden in der Regel auf Grundlage von abhängiger Beschäftigung ausgeübt – angesichts der Verallgemeinerung von Lohnarbeit gilt das inzwischen für mehr als 90 Prozent der Erwerbstätigen (siehe Kapitel 4.I.). Damit gehen eine Reihe von Erfahrungen einher, die Mitglieder der arbeitenden Klasse teilen.

Dazu gehört zunächst der **Zwang zur Existenzsicherung durch kontinuierlichen Verkauf der eigenen Arbeitskraft**, der eine Entlassung oder selbst kürzere Phasen von Arbeitslosigkeit zu einer (mehr oder minder) unmittelbaren Bedrohung macht. Hintergrund ist der Umstand, dass Arbeitende im Kapitalismus, wie Marx hervorhebt, «doppelt frei» sind.⁴ Auf der einen Seite konnte sich dieses ökonomische System nur deshalb herausbilden, weil mit Zurückdrängung von feudalen Abhängigkeiten

und (ab Mitte des 19. Jahrhunderts) auch der Sklaverei die Zahl derjenigen zunahm, die «persönlich frei» waren, also selbst über ihre Arbeitskraft verfügen und diese auch an eine andere Partei «verkaufen» konnten. Eine Sklavin oder ein Leibeigener hat diese Möglichkeit nicht.

Auf der anderen Seite waren diese Menschen, wie Marx süffisant bemerkt, aber auch «frei» von anderen Mitteln der Existenzsicherung. Sie verfügten weder über (ausreichenden) Besitz an Land noch über andere Vermögenswerte, die es ihnen erlaubt hätten, auch nur zeitweise auf den Verkauf der eigenen Arbeitskraft zu verzichten. Die (für das bürgerliche Recht entscheidende) Annahme, dass ein Arbeitsvertrag zwischen «gleichen», also rechtlich ebenbürtigen, Parteien geschlossen wird, die «frei» sind und freiwillig handeln, ist allerdings insofern eine Fiktion, als faktisch ein strukturelles Machtgefälle zwischen Kapital und Arbeit besteht. Weil Arbeitende in der Regel um knappe Arbeitsplätze konkurrieren, können Unternehmen zwischen Bewerbern und Bewerberinnen wählen. Sie können die Investition in Arbeitskraft aufschieben, falls Arbeitende in Bezug auf Vergütung oder Arbeitsbedingungen zu hohe Ansprüche stellen. Oder sie können (zumindest in manchen Teilen der Wirtschaft) auf Arbeitskraft in anderen Weltregionen zugreifen, die «günstiger» zu bekommen ist. Wer hingegen Arbeitskraft zum «Verkauf» anbietet, hat oft nicht die Wahl, einen Job abzulehnen. Abgesehen von Phasen, in denen «Fachkräftemangel» Beschäftigte mit spezifischen Qualifikationen vorübergehend in eine günstigere Verhandlungsposition bringen kann, sind Lohnabhängige in aller Regel gezwungen, verfügbare Stellen zu akzeptieren, um ihren Lebensunterhalt zu decken. «Freie Lohnarbeit» beinhaltet daher stets ein erhebliches Maß an strukturellem Zwang. Dieser fällt umso größer aus, wenn formal «freie» Vertragsbeziehungen durch andere Formen sozialer Ungleichheit überlagert werden, wie man es etwa im Fall von Frauen und migrantischen Beschäftigten beobachten kann (siehe Kapitel 5).

Auch das, was Marx ohne moralische Aufladung «Exploitation» oder **Ausbeutung** nennt, verbindet abhängig Beschäftigte (wenn auch in mehr oder minder offenkundigem Maße). Wie (in Kapitel 2.1.) erwähnt, ist die

Ausbeutung von Arbeitskraft die Antwort der Kapitalseite auf das Problem, wie man durch den Austausch von gleichwertigen (äquivalenten) Waren Überschüsse erzielen, also letztlich Gewinn machen und Kapital anhäufen kann. Der Schlüssel zur Lösung dieses Problems liegt im besonderen Charakter der Ware Arbeitskraft.

Grundsätzlich bemisst sich der Wert einer Ware (egal, ob es sich um einen Stuhl, um Getreide oder eben um Arbeitskraft handelt) danach, wie viel Arbeitszeit aufgewendet werden muss, um diese Ware herzustellen. Auch die Vergütung von Arbeitskraft orientiert sich an dem «Tauschwert», der sich aus den Kosten für ihre Erzeugung und ihren Erhalt ergibt. Er hängt davon ab, wie viel Aufwand zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt in einem bestimmten Land notwendig ist, um Menschen so zu ernähren, zu kleiden, unterzubringen, auszubilden usw., dass ihre Arbeitskraft auf dem Markt gehandelt werden und wiederhergestellt (reproduziert) werden kann, nachdem sie im Arbeitsprozess eingesetzt, genutzt und teilweise verschlissen worden ist. Wer nach Feierabend müde den Betrieb verlässt, weiß um die Notwendigkeit einer solchen Reproduktion – und wer auf Dauer so hart arbeitet, dass die eigene Arbeitskraft nicht (gänzlich) wiederhergestellt werden kann, erlebt, was eine «Vernutzung» von Arbeitskraft bedeutet. Eine gelungene Reproduktion von Arbeitskraft hingegen erfordert neben Schlaf und Freizeit auch die Möglichkeit, sich (etwa durch Bildung) weiterzuentwickeln, gesund zu bleiben oder zu werden, am kulturellen und öffentlichen Leben teilzunehmen und nicht zuletzt: durch die Geburt und Erziehung von Kindern neue Arbeitskraft hervorzubringen.

Auch im Fall des Arbeitsvertrags wird also formal Gleichwertiges getauscht: Arbeitskraft gegen einen Lohn, der ihrem Wert entspricht. Arbeitskraft ist aber gerade deshalb eine so attraktive Ware, weil sie die besondere Eigenschaft hat, mehr als ihren eigenen «Tauschwert» erzeugen zu können: Wenn ein Unternehmen etwa jemanden einstellt, um aus Holz, Leim und Nägeln Stühle zu produzieren, schafft diese Person zusätzlichen Wert, weil in einem Stuhl sehr viel mehr Arbeitszeit steckt als in einem frisch gefällten Baumstamm. Vor allem aber profitieren Unternehmen davon, dass Menschen an einem Arbeitstag «mehr Wert»

schaffen, als ihnen in Form von Lohn ausgezahlt wird. Oder anders formuliert: Sie arbeiten über jenen Zeitpunkt hinaus, zu dem sie die Kosten ihrer Arbeitskraft erwirtschaftet haben, leisten also «Mehrarbeit». Der dadurch geschaffene Mehrwert verbleibt als Gewinn beim Unternehmen.

Das ist eine formal völlig korrekte Vorgehensweise, denn Arbeitskraft wird nach ihrem realen Wert, also den Kosten ihrer Erzeugung und Reproduktion, vergütet. Faktisch bedeutet das aber, dass aus Kapital immer mehr Kapital werden kann und Beschäftigte um einen Großteil der «Früchte ihrer Arbeit» gebracht werden, weil sie eben *systematisch* mehr Arbeit leisten als vom Unternehmen entgolten wird. Rosa Luxemburg hat diesen bemerkenswerten Widerspruch schon früh beschrieben: Die Akkumulation von Kapital bewege sich,

«im Fabrikraum wie auf dem Markt, ausschließlich in den Schranken des Warenaustauschs, des Austauschs von Äquivalenten [...]. Friede, Eigentum und Gleichheit herrschen hier als Form, und es bedurfte der scharfen Dialektik einer wissenschaftlichen Analyse, um zu enthüllen, wie bei der Akkumulation Eigentumsrecht in Aneignung fremden Eigentums, Warenaustausch in Ausbeutung, Gleichheit in Klassenherrschaft umschlägt.»⁵

Wie genau sich das Verhältnis von «notwendiger Arbeit» (die der Erwirtschaftung der Reproduktionskosten dient) und «Mehrarbeit» (die sich in Unternehmensgewinnen niederschlägt) darstellt, hängt von verschiedensten Faktoren ab. Dazu gehören u. a. Konjunkturschwankungen, die Entwicklung der Kosten für die Reproduktion von Arbeitskraft (etwa in Gestalt von veränderlichen Konsumstandards) oder die Möglichkeit von Gewerkschaften, Lohnerhöhungen durchzusetzen, die Gewinnmargen schmälern.

Die Durchschnittswerte der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung verwischen zwar Unterschiede zwischen Branchen und Unternehmen, doch trotzdem lassen sie die große Veränderung erkennen, die sich hier «nach dem Boom» der Nachkriegsjahrzehnte vollzogen hat. In den Nachkriegsjahrzehnten hatten Unternehmens- und Vermögenseinkommen sowie das Einkommen aus abhängiger Beschäftigung weitgehend

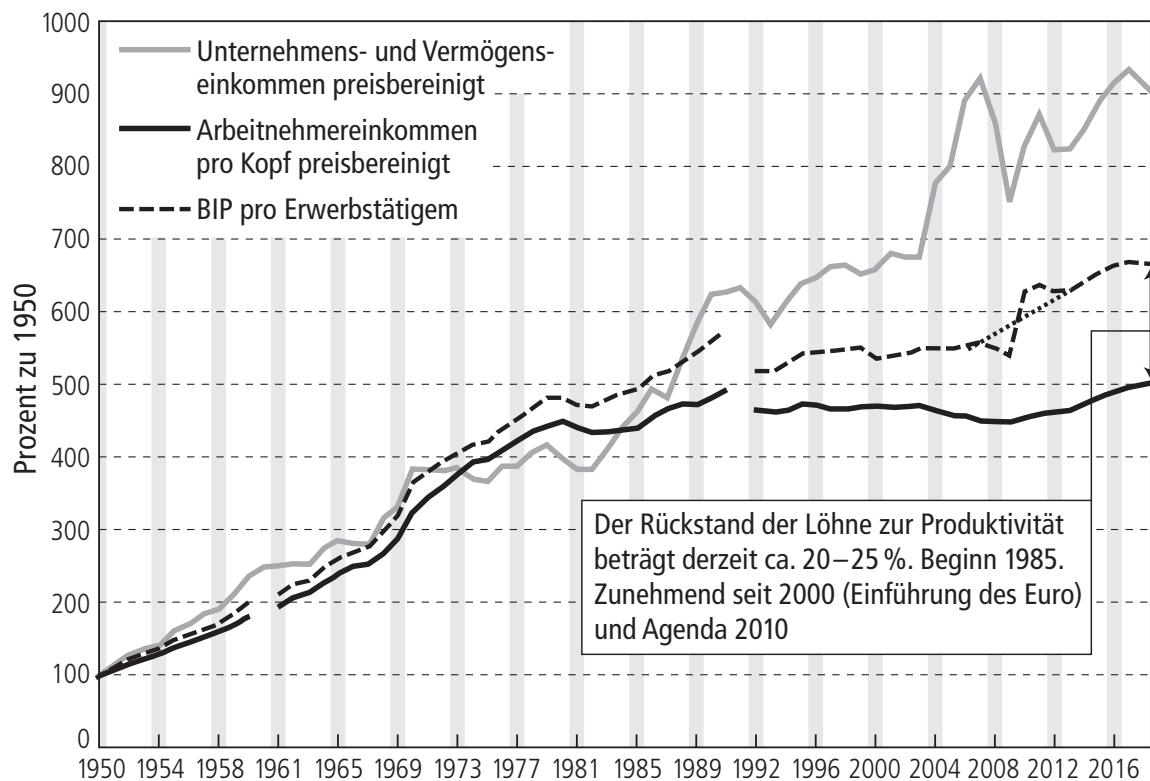


Abbildung 1: Entwicklung der Einkommen aus abhängiger Beschäftigung sowie der Unternehmens- und Vermögenseinkommen im Verhältnis zur Produktivität⁶

parallel zugenommen (siehe Abbildung 1). Teilweise stiegen die Löhne und Gehälter sogar stärker als die Gewinne. Etwa ab 1985 entwickelten sich die beiden Kurven jedoch markant auseinander. Der Graben zwischen Kapital und Arbeit vertiefte sich insofern, als die Löhne immer deutlicher hinter der Produktivitäts- und Gewinnentwicklung zurückblieben. Gewerkschaften nutzten solche Zahlen zu Recht, um ihre Kritik an Ausbeutung statistisch zu untermauern.

Im Arbeitsalltag hingegen ist Ausbeutung in der Regel nicht direkt erfahrbar. Für Beschäftigte ist nicht einsichtig, ab welchem Punkt sie aufhören, für den eigenen Unterhalt zu produzieren, und stattdessen Mehrwert schaffen, den sich das Unternehmen aneignet. Solange die Arbeit Spaß macht und die Vorgesetzten umgänglich sind, scheint alles in Ordnung zu sein. Und tatsächlich findet ja ein formal korrekter Tausch von Arbeitskraft gegen Geld statt, wenngleich er «wunderbarerweise» nur den

Reichtum einer Seite wachsen lässt. Ausbeutung ist daher zweifellos ein Grundmerkmal von Lohnarbeit – sie konkret nachzuweisen, setzt jedoch Einsicht in die Funktionslogiken kapitalistischen Wirtschaftens und am besten auch in die Bücher von Unternehmen voraus.

Eine dritte Erfahrung, die Lohnabhängige verbindet und von ihnen sehr viel unmittelbarer erlebt wird als Ausbeutung, ist jene **Fremdbestimmung**, die sich daraus ergibt, dass Beschäftigte einen Großteil des Tages und ihres Lebens in einem sozialen Kontext verbringen (müssen), in dem sie sehr wenig Einfluss darauf haben, was und wie gearbeitet wird.⁷ Unternehmen sind keine demokratischen Einrichtungen: Dort entscheidet nicht die Mehrheit darüber, welche Produkte hergestellt oder welche Dienstleistungen erbracht werden, wie die Arbeit organisiert oder die Hierarchie strukturiert wird, sondern letztlich die Unternehmensleitung bzw. das von ihr beauftragte Management. Beschäftigte müssen den Anweisungen von Vorgesetzten Folge leisten, weil diese das Direktionsrecht haben. Auch das ist ein Strukturmerkmal der Klassengesellschaft, findet jedoch in Diskussionen über Entwicklungen der Arbeitswelt kaum Erwähnung. Entsprechend betont Stephen Macedo in seiner Einleitung zu der Monografie «Private Regierung» von Elizabeth Anderson, «das heutige Denken über den freien Markt – unter Forschenden, Intellektuellen und Politikern» sei «blind für das Ausmaß an Willkür und nicht rechenschaftspflichtiger Macht, dem die Beschäftigten in diesem [privaten] Sektor ausgesetzt sind.»⁸

Zwar haben Lohnabhängige und ihre Gewerkschaften im Laufe der Zeit zum Beispiel in Deutschland eine schrittweise Ausweitung von «Mitbestimmungsrechten» erkämpft, die eine gewisse demokratische Kontrolle von Unternehmenshandeln durch Betriebs- oder Personalräte ermöglichen. Doch zum einen gibt es selbst in Deutschland immer weniger Betriebe mit Betriebsrat, und auch Tarifbindung spielt in wachsenden Teilen der Arbeitswelt keine Rolle mehr.⁹ Zum anderen sind selbst die Einflussmöglichkeiten von existierenden Betriebsräten in Deutschland recht eng gefasst (und klammern etwa die «wirtschaftlichen Angelegenheiten» eines Unternehmens weitgehend aus).¹⁰ Beschäftigte

können daher auf jenen Teil ihres Lebens, den sie mit Erwerbsarbeit verbringen, bemerkenswert wenig Einfluss nehmen.

Zu jeder dieser Charakteristiken von Lohnarbeit (Alternativlosigkeit des Arbeitskraft-Verkaufs, Ausbeutung und Fremdbestimmung) ist sehr viel mehr zu sagen, und wir werden (in Teil II) anhand konkreter Befunde immer wieder auf sie zurückkommen. An dieser Stelle mag der Hinweis genügen, dass all diejenigen, die als «abhängig Beschäftigte» unter diesen Bedingungen tätig sind, zur arbeitenden Klasse gehören.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de